



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Cleinow, Georg: Unser Weg zum Frieden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Unser Weg zum Frieden

Von Georg Kleinow



it tausend Versprechungen und den schönsten Ausblicken hat das alte Jahr sich angeschickt von uns zu scheiden. Doch ehe es wirklich ging, hat es noch schnell alle Horizonte verdüstert und uns in eine Stimmung voll banger Unsicherheit und Nervenanspannung geworfen. Unsere Diplomatie, die in Brest-Litowsk unser Geschick aus der Hand der Armee in Verwahrung bekommen hat, gibt uns Rätsel zu raten, die an starke Zumutungen grenzen. Lesen wir die amtlichen Berichte über den Stand der Verhandlungen und hören wir daneben, daß nun auch tatsächlich den Polen die Möglichkeit gegeben ist, direkt auf die Verhandlungen zu wirken, so müssen wir uns immer wieder fragen, ob unsere Einbildung Sieger zu sein nicht doch nur ein schöner Traum sei, der uns narrete und uns auch wachend nicht aus seiner Umklammerung freigeben will. Was seit Eintreffen Herrn von Kühlmanns in Brest-Litowsk geschieht, sieht aus, als diktierten uns die Russen den Frieden, nicht aber hat es den Anschein, als verhandelten zwei zum Frieden geneigte Mächte über dessen Bedingungen. Es scheint, als werde die Idee unserer Feinde von jenseits des Kanals triumphieren, wonach ein Frieden ohne Gebietsverlust und Entschädigung Deutschlands Kraft zugunsten seiner Nachbarn für ein Jahrhundert binden soll. Vielleicht sehen diejenigen zu schwarz, die solch ein Ende voraussehen, — vielleicht ist es auch die Unkenntnis gewisser, den Unterhändlern allein zugänglicher Tatsachen, die uns alles schwärzer erscheinen läßt. Nicht zu leugnen ist, daß unser Mißtrauen gegen die Diplomatie seit Jahr und Tag geschärft wurde, da sie mit vollen Händen hinauswarf, was das Volk, sei es in unermüdlicher Friedensarbeit, sei es im gewaltigen, blutigen Ringen sich erworben hatte. Unsere Diplomatie hat immer schon sehr teuer gearbeitet, — nun scheint ihr der Frieden ein solch erstrebenswerter Zustand, daß es keinen Preis gibt, den zu zahlen sie nicht bereit wäre. Der Widerspruch, der zwischen unseren Leistungen auf dem Erdball und den Ergebnissen unserer Diplomatie von jeher vorhanden ist, das ist die Quelle des Mißtrauens auch jetzt: wollen wir einen lohnenden sicheren Frieden haben, so muß der Widerspruch verschwinden.

Dabei stellen wir uns die Aufgabe unserer Diplomaten nicht etwa leicht vor. Ihr Ziel ist ungeheuer weit gesteckt. Herr von Kühlmann strebt dem allgemeinen Frieden zu; er begnügt sich nicht mit einer Wiederherstellung der alten vertrauensvollen Beziehungen zu Rußland. Die Frage ist nur, was er für diesen allgemeinen Frieden zu opfern gedenkt.

Bergegenwärtigen wir uns die Lage.

Als wichtigste Tatsache des abgelaufenen Jahres haben wir festzuhalten, daß es uns gelungen ist, den feindlichen Wall, der uns umgibt, in einer so großen Ausdehnung niederzulegen, daß es der Entente unmöglich ist, das entstandene Loch militärisch in absehbarer Zeit wieder zuzustopfen. Rußland ist niedergeworfen. Die russische Regierung hat den Antrag auf Einstellung der Feindseligkeiten gestellt und es ist mit ihr ein Waffenstillstandsabkommen getroffen, das in einzelnen seiner Bestimmungen schon eher einem Bündnisvertrage ähnlich sieht. Damit wäre wenigstens in großen Umrissen das Kriegsziel dem alten Rußland gegenüber durchgesetzt, was ich in den „Grenzboten“ im Herbst 1914 als erreichbar und wünschenswert bezeichnet habe.

Rußland ist nicht das erste Land, das sich unserem Schwert beugen mußte, aber seine gegenwärtige Regierung ist die erste der besiegten Staaten, die mutig die Folgerungen aus den tatsächlichen Verhältnissen zieht und dem Lande die Segnungen des Friedens dadurch zu bringen sucht, daß sie sich und das Volk aus der unwürdigen Abhängigkeit vom englischen Kapitalismus befreit. Durch diesen Entschluß der russischen Regierung bekommen unsere großen militärischen Erfolge auf allen Fronten, aber ganz besonders auf der russischen Front, die politische Weihe, sie beginnen sich in politische Siege umzusetzen. Diesen von der Armee eingeleiteten Prozeß, an dessen Ende der Friede winkt, wirksam zu fördern, ist Sache nicht nur der deutschen Diplomatie, sondern auch der inneren Politik sowie der deutschen Publizistik. Jeder an seiner Stelle.

Es muß dies betont werden, weil bei uns weite Kreise glauben, daß nun lediglich einige Geschicklichkeit seitens der Diplomatie dazu gehöre, den allgemeinen Frieden herbeizuführen. Dem ist durchaus nicht so und solche Auffassungen zeugen nur von einer starken Überschätzung der politischen Wirkung militärischer Erfolge, wie sie so häufig in diesem Kriege gewesen sind, — zeugen auch von einer Unterschätzung der Zähigkeit unseres eigentlichen Feindes und seiner Absichten. Rußlands Zusammenbruch ist für die Entente zunächst erst eine militärische Niederlage, noch dazu eine solche, die man langsam sich vorbereiten sah und auf die man sich einrichten konnte. Das geschickte Spiel mit der Ukraina, das noch keineswegs als beendet angesehen zu werden brauche, gibt dieser Auffassung die Berechtigung. Rußland war wie die anderen Ententegenossen in erster Linie Werkzeug des englischen Machtwillens, und wenn es auch heute ausscheidet, braucht England — so wie es einmal den Krieg für sich aufgebaut hat — sein Spiel nicht verloren zu geben. Es verfügt noch über längst bereitgestellte Reserven. Kämpft es doch nicht um Siege auf dem Kontinent!

Für England bedeutet das Ausscheiden Rußlands gewiß einen harten Schlag, aber noch lange keine entscheidende Niederlage. Vielleicht wird es vorübergehend nachdenklich gestimmt und überlegt sich die Aussichten, die an der Fortführung des Krieges hängen. Daß es durch Nachdenken zum Entschluß käme, sich mit Deutsch-

land zu verständigen, glaube ich nicht. Das hieße ja sein Kriegsziel auf dem Welttheater aufgeben! Auch, daß Rußland stark geschwächt aus diesem Völkerringen hervorgehen mußte, gehörte zu den englischen Kriegszielen; — daß der Zusammenbruch so früh kam, d. h. ehe England den so lange in Aussicht gestellten Durchbruch unserer Westfront ausführen konnte, das ist sein Mißgeschick und unser großer wohl erworbener militärischer Vorteil. Ihn gilt es auszunutzen, nicht aber zu verwässern durch diplomatische Schritte im Westen und Experimente im Osten oder sonstiges mildes Friedensgespräch. Es gehe hart auf hart!

Wer sich ein Bild davon machen will, wie hart die Schläge sein müssen, die England noch bekommen muß, ehe es sich friedlicher Gesinnung zugänglich erweisen dürfte, der erinnere sich der großen, ja gigantischen Einzelerfolge unserer Heere und ihrer verhältnismäßig geringen politischen Wirkung. Die Überrennung Belgiens und Nordfrankreichs blieb ein militärischer Sieg, wenn auch von größter Bedeutung für die Gestaltung der Westfront und der Sicherung unserer Ernährung im Innern. Eine Entscheidung, die damals viele erwarteten, konnte sie aber nicht bringen, weil wir mit dem Lande nicht auch die alte für die Katastrophe verantwortliche belgische Regierung festnehmen konnten. Die serbische und montenegrinische Katastrophe brachten uns den wichtigen politischen Erfolg des Anschlusses Bulgariens, im übrigen vorwiegend militärische Vorteile. Sie darf neben dem jetzigen Waffenstillstand mit Rußland als der größte politische Sieg des Krieges angesprochen werden. Die Siege in Rumänien und Italien bedeuteten nach außen lediglich ein Eindringen der feindlichen Front und die Gewinnung neuer Lebensmittel. In beiden Ländern bedarf es noch ergänzender Kriegsmassnahmen, um die Völker zur Abkehr von der Entente zu zwingen. Keiner dieser Schläge hat England in seinem Kriegswillen erschüttert. Jede Niederlage hat es vielmehr zu neuen Kraftanstrengungen veranlaßt. In dem Maße, wie der kontinentale Kriegsschauplatz sein Aussehen zu unserm Gunsten veränderte, in dem Maße wurde der Weltkriegsschauplatz in englischem Sinne organisiert und schließlich alle Völker der Erde in den Kampf hineingezogen. Auf dem Weltkriegsschauplatz haben wir noch keinen durchschlagenden Sieg errungen. — dessen seien wir uns bewußt, — trotz des Heldennutes unserer Flotte und der herrlichen Kolonialkrieger. Auch die gewaltigen Leistungen unserer U-Boote hatten England politisch zunächst Nutzen gebracht durch den Eintritt Amerikas in den Krieg auf Albions Seite. Und wenn auch die Schädigungen durch den U-Bootkrieg immer fühlbarer werden, so sind wir noch weit entfernt von dem Zeitpunkte, wo sie auch politisch ausschlaggebend wirken. Noch fühlt England sich stark genug, neue Truppen aus dem Boden zu stampfen und sich für weitere Kämpfe zu rüsten. Einem Gegner gegenüber, dem die Erfahrungen des Krieges das Recht zu geben scheinen, sein Vertrauen auf die Zeit setzen zu dürfen, einem Gegner, der sich mehr und mehr als die treibende Kraft des alle Welt umgebenden menschlichen Unglücks und der eigentliche Angreifer im Kriege entlarvt hat, ist mit anderen Mitteln als denen eindeutiger Machtäußerung nicht beizukommen. Den Boden des Rechts hatte er längst verlassen, noch ehe der Krieg ausgebrochen war, nämlich als seine Diplomaten Belgien zur Preisgabe seiner Neutralität zu überreden vermochten. Schon am 14. Oktober 1905 berichtet Baron Greindl, der belgische Gesandte aus Berlin, daß „die Isolierung

Deutschlands gegenwärtig das Hauptziel der englischen Politik“ sei*), und nur ein halbes Jahr später, also 1906, war es ausgemachte Sache, ein englisches Hilfskorps nach Belgien im Falle eines deutsch-französischen Krieges zu entsenden.**)

Nach den Veröffentlichungen aus den belgischen Archiven und Äußerungen englischer Staatsmänner und Publizisten steht Englands lang gehegte Absicht, uns jede Entwicklung über See zu sperren, so offenkundig fest, daß kein Wort mehr über unser Recht verloren zu werden braucht, den Krieg so weit zu führen, daß Englands Pläne, uns niederzuhalten, ein für allemal zuschanden werden. Unsere Regierung hat aber ungeachtet ihrer glänzend gesicherten Stellung vor der Welt noch ein Übriges getan, indem sie in ihrer Antwort auf die Papstnote die Bereitwilligkeit erklärte, zur Vermeidung weiteren Blutvergießens durch Verhandlungen zu einem gesicherten, auch unsere künftige gesunde Entwicklung gewährleistenden Frieden zu gelangen. England hat auch dies, angesichts der Kriegslage, wie wir sie ansehen dürfen, sehr weitgehende Zugeständnis durch Lloyd George rund abgewiesen und erklärt, nicht eher ruhen zu wollen, bis Deutschlands Lebensnerv vernichtet sei. So gilt es der Macht Englands, unsere eigene Macht, d. h. eine Summe aus eigener Kraft und dem Vertrauen der übrigen Völker, — entgegenzusetzen, nicht aber bei England auch jetzt wieder um einen Verständigungsfrieden zu betteln. England fordert uns heraus, einen Machtfrieden zu erzwingen. Wir dürfen uns der Aufgabe durch keinerlei Sophismen und Bedenken entziehen. Es ist eine Aufgabe, die uns das Schicksal stellt, ein Gebot der Stunde, dem auszuweichen Feigheit, Schwachheit, Torheit, Preisgabe unserer Zukunft wäre. Denn in dem Augenblick, wo wir die Kraft nachweisen, auch England den Frieden zu gebieten, werden wir dasjenige Maß an Macht besitzen, um durchgreifend auch auf die Rechtsverhältnisse in der Welt einzuwirken. Ein Sieg Englands bei seiner heutigen Geistesverfassung würde uns und alle anderen Völker rechtlos vor dem angelsächsischen Kapital machen, das jedem seiner heutigen Vasallen gleich seinen Gegnern nur das Maß an Entwicklung zubilligen würde, das ihm beliebte. Unser Sieg über England wird das angelsächsische Kapital zwingen, sich mit uns und unsern Freunden auseinanderzusetzen und unter unserer Führung ein internationales Recht zu schaffen, unter dessen Autorität die Völker der Erde den Anteil an den Gottesgaben der Natur sich gewinnen können, der ihren moralischen und physischen Fähigkeiten entspricht. Oder, wie Alfred Hettner es sagt, der Krieg solle den Widerspruch, der zwischen dem Besitze der Völker und ihrer inneren Kraft bestand, beseitigen.***)

Es war Aufgabe unserer Diplomaten in Brest-Litowsk, den Russen diese Zusammenhänge klarzulegen und ihnen gleichzeitig nachzuweisen, welchen großen Anteil Rußlands Staatsmänner an der Gestaltung des Völkerrechts gewinnen würden, wenn sie helfen, der englischen Annäherung ein Ende zu bereiten.

Statt diesen Weg zu gehen, hat die deutsche Regierung noch einmal den Weg des Friedensangebots betreten. Bis zum 4. Januar soll Großbritannien

*) Siehe die Völkerrechtlichen Urkunden des Weltkrieges, herausgegeben von Th. Niemeyer und R. Strupp bei Duncker u. Humblot, München und Leipzig. 1917. Bd. I. S. 13.

**) Ebenda S. 300.

***) Alfred Hettner, Der Friede und die deutsche Zukunft. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart-Berlin. 1917. S. 231.

sich darüber entschieden haben, ob es zusammen mit uns, Rußland und der ganzen übrigen Welt an einer Friedenskonferenz teilnehmen will oder nicht. Für die reinen Toren des Pazifismus mag ja solch ein Weltfriedenskongreß ein ganz erhebender Gedanke sein, — eine praktische Förderung des Friedens wäre er nicht, im Gegenteil, nur ein Atemholen der lebenskräftigen Völker, um alsdann mit um so größeren Kräften übereinander herzufallen.

Ob wir wollen oder nicht: wir müssen den Machtanspruch an der Verwaltung der Erde unserm Können entsprechend teilzunehmen, heute noch mit den Waffen in der Hand geltend machen. Die militärische Niederwerfung Englands sei daher unser nächstes unverrückbares Kriegsziel, nicht aber der Versuch, es zu Friedensverhandlungen zu zwingen.

* * *

Der eigenartige Verlauf der Friedensverhandlungen mit Rußland, der durch das neue Friedensangebot an England seine Kennzeichnung erhält, birgt, gleichgültig ob England in die dargebotene Hand einschlägt oder nicht, die große Gefahr für unseren inneren Frieden in sich, die uns aus den Erörterungen über die Ursachen des Krieges auch unter dem Stichwort der Schuld am Kriege erwächst. Der Krieg ist eine Katastrophe, die nur vermieden werden konnte, wenn England angesichts der heranwachsenden Konkurrenz Deutschlands einfach darauf verzichtet hätte, diesen Gegner zu bekämpfen; er wäre vermieden worden, wenn England sich bereit erklärt hätte, die junge deutsche Macht als „Juniorpartner“ in sein Weltgeschäft aufzunehmen. Es genügt, an diese furchtbar einfachen Möglichkeiten zu erinnern, um ihre Unmöglichkeit darzutun. Wie kam England dazu, uns Platz zu machen, solange wir nicht die Kraft nachwiesen, uns selbst das zu erwerben, dessen wir bedurften. Sollen nun wir die Schuldigen sein, weil unsere wachsende Bevölkerung gewinnbringenden Anteil an der Weltwirtschaft heischte, oder sind die Engländer schuldig, weil sie uns diesen Anteil nach Möglichkeit zu schmälern suchten? Die Schuldfrage wird nicht auf diesem Wege entschieden: schuldig am Weltkriege ist, wer unter liegt! Um diese Alternative hilft uns kein Gerede von Weltfriede und Völkerglück.

Jede weitere Untersuchung geht über unsere augenblicklichen Interessen hinaus. Sie zielt darauf hin — bewußt und unbewußt —, dem Kriege den Krieg zu erklären, dem ewigen Frieden einen Weg zu bereiten. Nicht knüpft sie an an die gegenwärtigen praktisch-politischen Nöte der Völker, sondern an die edlen Utopien der sogenannten Pazifisten. Sie liefert Waffen allen den Neuerern und Weltverbesserern, die angesichts des grenzenlosen Elends der Menschheit ihre Stunde gekommen wähnen und die doch nur Unfrieden stiften können in den Reihen der Kämpfenden und Daheim. Sie gefährden unseren inneren Frieden, ohne dem Weltfrieden zu nützen. Aus solchen Untersuchungen der Schuldfrage kann ein bekannter Historiker zu dem Gedanken kommen, unseren Sieg über England fürchten zu müssen, weil in seiner Folge die Reaktion bei uns triumphieren könnte! Welch' ein jämmerlicher Kleinmut! Es ist für unser ferneres Leben im Staate und auf dem Erdball viel wichtiger, daß wir heute wissen, wie unsere Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit letzten Endes die Ursache des Krieges geworden ist, wie, daß uns gesagt wird, England ist neidisch! Das Bewußtsein, unverschuldet in

den Krieg geworfen zu sein, ist eine weit mächtiger sprudelnde Quelle unserer moralischen Kraft, als die Sorge, daß wir noch einmal angegriffen werden könnten. Nun wir wissen, was unserer harrt, wenn wir schwach werden sollten, werden wir die Mittel zu unserer Verteidigung in der Zukunft schon finden. Es gibt nur eine Parole: Stark sein! Bereit sein!

Dies stark sein und bereit sein bezieht sich auf alle Äußerungen unseres völkischen und staatlichen Daseins. Darum begleiten wir auch Herrn von Kühlmann auf dem von ihm betretenen Wege mit banger Sorge. Unsere innere Wirtschaft muß so fundiert sein, daß sie zusammen mit unserem kulturpolitischen Aufbau den festen Stamm unseres staatlichen Daseins bilden kann. Wir wissen, daß das deutsche Reichsgebiet vor dem Kriege nicht ausreichte, um mehr als vier Fünftel seiner Bevölkerung zu ernähren; ein Fünftel, etwa 12 bis 15 Millionen Deutsche waren gezwungen, außerhalb des Reiches sich nach Erwerb umzusehen. Solange das Mutterland ihre Interessen nicht zu schützen vermochte, waren sie zur Auswanderung verdammt und wurden Angehörige solcher Staaten, bei denen sie den benötigten Schutz zu finden hofften. Unsere auswärtige Politik war daher in erster Linie darauf gerichtet, in allen Ländern der Erde offene Türen zu finden oder solche für den Handel zu öffnen. Nebenher ging eine gewiß nicht stürmische Kolonialpolitik. Diese bescheidene Betätigung in der Weltherrschaft genügte, um uns den Zorn Englands zuzuziehen. Nach dem Kriege wird sie das Mindestmaß dessen sein, was wir an Weltpolitik zu treiben haben werden, um unsere Bevölkerung nicht schlechter zu beschäftigen und zu ernähren, wie es vor dem Kriege geschah. Die Erfahrungen des Krieges und seiner Vorgeschichte haben uns aber gelehrt, daß die Sicherungen und der Schutz, den wir vor der Weltkatastrophe aufbringen konnten, nicht ausreichten, um selbst die bisherige bescheidene Tätigkeit im Frieden ausüben zu können. Was wir also brauchen, ist im wesentlichen die Sicherung unserer Arbeit, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Wo unsere Sicherungen anzubringen sein werden, haben uns die Erfahrungen des Krieges, nicht aber die Erörterungen seiner Vorgeschichte gelehrt. Wie steht es mit diesen Sicherungen auf der Friedenskonferenz zu Vrest-Litowsk? Wir haben davon noch kein Wort gehört. Gerade aus unseren weltwirtschaftlichen Nöten heraus ist Belgien zum überragenden Problem geworden, von dessen Lösung die Entwicklung unseres Überseehandels ebenso wie die unserer Kolonialpolitik im wesentlichen abhängt. Die Kämpfe in Flandern und im Artois sollten jedem, der diesen Zusammenhang noch nicht erkannt hat, die Augen darüber öffnen, was England vom Besitz des Einflusses über Belgien hält. Es ist nicht nur eine militärische Aufgabe, die englische Armee vom Festlande zu verjagen, es ist die Hauptaufgabe unserer Friedensunterhändler, ganz Belgien und Nordfrankreich unter unseren Einfluß zu führen. Wir werden für jede Politik eintreten, die zu diesem Ziele führt; über die Form der Einflußgewinnung läßt sich verhandeln. Geht es ohne weiteres Blutvergießen, — um so besser!

Die Hauptsache aber bleibt die Neuordnung der Dinge in Mitteleuropa. Unter Strömen von Blut ist dieses Mitteleuropa heute mehr, als ein geographischer Begriff. Mitteleuropa ist ein Symbol der Stärke und Treue, des Vertrauens und der Macht. Und aus diesem Symbol soll ein Faktor der realen Politik entstehen. Nicht heute und morgen. Aber in übersehbaren Jahren: Gemeinsamkeit

der Verkehrsmittel, Heer und Flotte unter gemeinsamem Generalstab und Kriegsministerium, Zoll- und Münzunion.

An ein solches solide aufgebautes Mitteleuropa werden kleinere Staatsgebilde, wie Holland, Belgien, die Schweiz, Bulgarien, Rumänien, Polen sich gern Anschluß suchen und eine neu aufgerichtete, mächtige Türkei wird sich im Bunde damit sicherer fühlen, als unter dem sogenannten Schutz Albions. — Mitteleuropa wird auch tausend Anknüpfungen finden zu den neuen Gebilden, die gegenwärtig auf dem Gebiet des alten Zarenreiches im Entstehen begriffen sind, wobei Litauen und die Ostseeprovinzen eng mit Deutschland, möglichst durch Preußen verbunden werden müssen.

Alle diese schon eingeleiteten Umwälzungen legen uns Deutschen aber eine große Pflicht auf: das Reich im Innern so auszugestalten, daß es befähigt sein wird, auch die damit verbundenen Aufgaben zu leisten. Ich sagte schon: keines der internationalen Ideale hat vermocht, die Bedeutung des nationalen Gedankens auch nur um ein Zota zu verrücken. Auch der nationale Kampf, so sehr wir die Tatsache bedauern mögen, wird ein wesentliches, fruchtbringendes Element unsrer Politik bleiben. Demgemäß wird der Gestaltung unserer Ostgrenze eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sein. Das die Weichsel abwärts und zur Ostsee drängende Polentum darf nicht in die Lage versetzt werden, Ostpreußen, die Wiege des preußischen Königtums, und das Deutschtum im Osten von den Brennpunkten deutschen Lebens abzubringen. Diese Teilfrage des ganzen Fragenkomplexes wird durch die angedeutete Gefahr zum Zentralproblem des Ostens, gleichgültig, wie wir uns mit Rußland einigen. Vernachlässigen wir sie, machen wir in der Polenfrage Konzessionen auf nationalem Gebiet, so nehmen wir Steine von den Fundamenten unserer Zukunft, um damit eine Gartenmauer zu errichten, über die jedermann hinüberklettern kann. In der Ostmark wie im Westen, in den reinen Nationalitätsfragen wie in den Fragen der Weltwirtschaft gilt die Parole: Stark sein! Bereit sein!

Es ist falsch, England über diesen unseren festen Entschluß im unklaren zu lassen. All unser friedliches Entgegenkommen haben seine Staatsmänner mit Spott und Hohn zurückgewiesen. Nach den Erfahrungen Englands in Flandern und bei Cambrai namentlich — denn dort lernten sie eigentlich zum ersten Male deutschen Angriffsgeist am eigenen Leibe kennen — würde eine öffentliche Bekundung des Willens, England in den Staub zu werfen, zweifellos größeren Eindruck machen, wie das neuerliche Friedensangebot. Dabei sind wir uns durchaus bewußt, daß die militärische Durchführung des Entschlusses uns noch mancherlei Opfer auferlegen wird, politische, wirtschaftliche, menschliche. Wir wissen aber auch, daß ohne die Hinwegräumung des englischen Widerstandes in Jahren kein Friede zustande kommen kann, wie wir ihn haben müssen, kein Friede, der uns und unsere Verbündeten die Möglichkeit ertragreicher Arbeit gibt. Wo schließlich die Entscheidung fällt, will sagen, auf welchem Kriegsschauplatz, das ist heute mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Es hängt ab von dem Eindruck, den unsere weiteren militärischen Teilerfolge auf England hinterlassen werden. Ob unsere Heere den Engländer aus Frankreich oder Flandern verdrängen, in welchem Zeitpunkt wir gezwungen werden, noch

die Weltfrage Gibraltar—Suez—Äden fest in unseren Besitz zu nehmen, ob wir schließlich gezwungen sein werden, der englischen Flotte den Garauß zu machen, das steht nur insofern bei uns, als wir fest und unerschütterter in unserem Willen bleiben, England zu werfen.

Es wird also der Standpunkt vertreten, daß wir zu einem Frieden, der unseren bisherigen Opfern entspräche, nur kommen können durch die Niederwerfung Englands. Gelingt solches mit diplomatischen Mitteln, um so besser, — für alle Fälle aber ist es sicher, auch alle die Machtmittel bereit zu stellen, die notwendig sind, das Ziel zu erreichen, sofern die Kunst unserer Diplomaten doch nicht ausreichen sollte. Macht ist eine Summe aus eigener sittlicher, wirtschaftlicher und militärischer Kraft und aus dem Vertrauen, das uns Freunde und Nachbarn, das sind unsere Bundesgenossen von heute und unsere Geschäftsfreunde in der Welt von morgen, entgegenbringen. Vertrauen können im Völkerleben nur die Nationen und Staaten auf die Dauer bewahren, deren Regierungen stark genug sind, ihre Rechte wahrzunehmen. England genoß dies Vertrauen in der Welt. Das auf Preußens starken Schultern errichtete Deutsche Reich genoß das Vertrauen seiner kontinentalen Nachbarn so lange, bis es nicht zu Englands Wettbewerber in der Weltpolitik wurde und durch die Notwendigkeit in Fragen der Weltwirtschaft hinter England zurücktreten zu müssen, dessen Übermacht anerkannt hatte. Weisen wir jetzt unsere Überlegenheit nach über England, wie wir sie seinerzeit über Frankreich bewiesen hatten, so werden wir ohne weiteres Vertrauen bei allen Völkern der Erde finden, die heute in der Gefahr der Bedrohung durch England und Nordamerika schweben. Erbringen wir ihnen den Nachweis, daß sie sich an uns anlehnen können zum eigenen Nutzen, so werden sie uns lieben und uns vertrauen.

Kraft gebiert Vertrauen!

Mag der Krieg noch so günstig für uns verlaufen, unser erster Schritt zur Festigung des Friedens und zur Vermeidung von neuen Kriegen wird sein der Wiederaufbau unserer Macht. Keine internationale Idee, weder die sozialistische noch die römische, haben sich als eine solche Autorität unter den Völkern erwiesen, stark genug, den Nationen, dem Nationalismus, dem wirtschaftlichen Egoismus zu gebieten. Die Wurzeln unserer Kraft, die Sterne unserer Zukunft, unser Alles liegt im Schoße der arbeitstüchtigen Nation. Nur diese Lehre hat den Krieg überdauert, — alle andern sind zusammengebrochen und verweht beim ersten Hauch des Auguststurmes von 1914. Dem deutschen Volke den Kampf unter den Weltvölkern zu erleichtern und darum beim Friedensschluß eine breite Basis für den Kampf um das Selbstbestimmungsrecht zu bauen, das ist in Fortsetzung der Tätigkeit der Armee die Kernaufgabe der deutschen Diplomatie nach außen, mit der sie nach Brest-Litowsk gereift ist, den Frieden mit Rußland in die Form einer völkerrechtlich gültigen Urkunde zu gießen.

Der Weg zum Frieden, wie ich ihn für gangbar halte, ist sicher nicht frei von Verzichten; ohne Ausgleich gegensätzlicher Interessen ist kein Zusammenleben von Einzelindividuen, geschweige denn von ganzen Völkern möglich. Die Verzichte haben aber ihre Grenzen, und die ergeben sich aus unseren Lebensnotwendigkeiten.